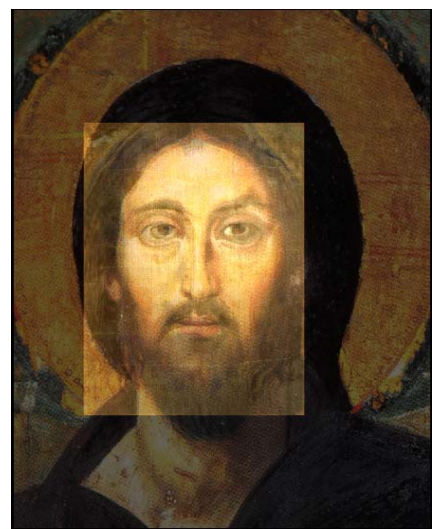
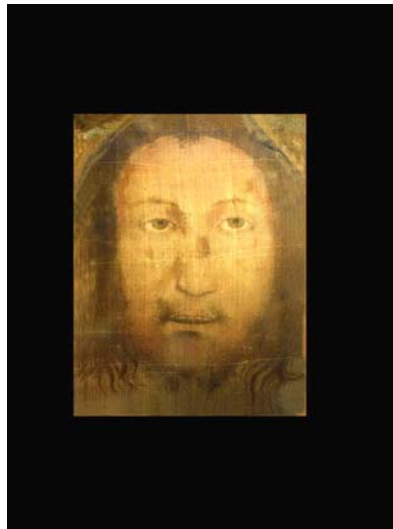


# Volto Santo - Ikonenverständnis

Welcher Stellenwert gebührt dem Christusbild?  
von Josef Läufer



**Bild 1:** Ikone, Katharinenkl. ca. 550 **Bild 2:** Volto Santo v. Manoppello **Bild 3:** Überlagerung v. Bild 1+2

Welcher Stellenwert gebührt dem Christusbild? Auf diese Frage antwortet die orthodoxe Kirche auf der Synode von 869, wo es heißt: „*Wir schreiben vor, die Ikone unseres Herrn ... zu verehren und ihr dieselbe Ehre zu erweisen wie den Büchern der Evangelien. Denn so gut wie alle durch den Buchstaben der letzteren zum Heil kommen, ebenso finden alle – die Wissenden und die Unwissenden – durch die Bildwirkung der Farben ihren Nutzen darin, und sind dazu imstande. ... Wenn also einer die Ikone Christi nicht verehrt, so soll er auch nicht imstande sein, seine Gestalt bei der Wiederkunft zu schauen.*“ (s. Hans Belting: „Bild und Kult“ S. 172). Dies ist der Schlusspunkt eines jahrzehntelangen heftigen Bilderstreits, der im Jahre 726 mit dem Erlass von Kaiser Leon III. begann. Er befahl, dass alle Werke, die in Zusammenhang mit dem religiösen Kult standen, zu vernichten seien. Man wollte damit wohl vor allem den Götzendienst verhindern, der in der heidnischen Umwelt mit der Verehrung von Götterbildern selbstverständlich war. Inwieweit der Kaiser auch dem bilderfeindlichen Islam entgegenkommen wollte, der damals sich überall auszubreiten begann, ist nicht klar.

Zunächst sind im Christentum entgegen den Aussagen in Ex 20, 4: „*Du sollst dir kein Schnitzbild machen noch irgendein Abbild von dem, was droben im Himmel oder auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde ist*“, ohne große Bedenken Bilder üblich geworden. Kardinal Ratzinger schreibt in seinem Buch „Geist der Liturgie“ dazu: „Während das Bilderverbot im Islam und im Judentum etwa seit dem 3. und 4. Jh. n. Chr. radikal ausgelegt wurde, so dass nur nichtfigürliche, geometrische Darstellungen als Ornament des Heiligtums zugelassen werden, hatte das Judentum der Zeit Jesu und bis ins 3. Jh. hinein eine sehr viel großzügigere Auslegung der Bilderfrage entwickelt. Paradoxe Weise gibt es in den Bildern des Heils genau dieselbe Kontinuität zwischen Synagoge und Kirche, ... Als Frucht der archäologischen Forschungen können wir heute sehen, dass die alten Synagogen reich mit Darstellung biblischer Szenen ausgeschmückt waren. Sie galten keineswegs bloß als Bilder vergangener Ereignisse, als eine Art von bildhaftem Geschichtsunterricht

etwa, sondern als ein Erzählen (Haggada), das erinnernd Gegenwart schafft: In den liturgischen Festen sind die vergangenen Taten Gottes Gegenwart. Die Feste sind Teilhabe an Gottes Handeln in der Zeit, und die Bilder sind als Gestalt gewordenes Gedächtnis selbst an der liturgischen Vergegenwärtigung beteiligt. Die christlichen Bilder, wie wir sie in den Katakomben finden, greifen weithin einfach den von der Synagoge geschaffenen Bilderkanon auf, geben ihm aber eine neue Art von Gegenwart“ (S. 100). Und er fährt fort: „In diesem Sinn haben die Bildwerke der frühen Kirche durchaus Mysteriencharakter, sakramentale Bedeutung, und reichen über das didaktische Element der Mitteilung biblischer Geschichten weit hinaus“ (S. 101). Diese Bilderpraxis erwähnt der Bischof Irenäus von Lyon um 200 mit den Worten, dass Bilder von Jesus angefertigt werden nach einem Urbild, das bereits unter Pilatus entstanden sei. Und der Geschichtsschreiber Eusebius, der Bilderverehrung ablehnte, schreibt um 325 in seiner Kirchengeschichte: „... *wir haben ja erfahren, dass von seinen Aposteln Paulus und Petrus und sogar von Christus selbst farbig verzierte Porträts erhalten sind*“ (s. Illert S. 117f).

Diese Verehrung von Christusbildern erhält eine neue Dimension, als man um 525 in Edessa zwei Tuchbilder in der Stadtmauer fand, die man als „Achairopoietos“, als „nicht von Menschenhand gemacht“ ansah. Kardinal Ratzinger schreibt dazu 1997: „Eine Wende von weittragender Bedeutung trat in der Geschichte der Bilder des Glaubens in dem Augenblick ein, als zum ersten Mal ein sog. Achairopoietos auftauchte – ein Bild, das nicht von Menschenhand gemacht galt und das Antlitz Christi selbst darstellte“ (S. 102). Er kannte damals noch nicht den Volto Santo von Manoppello, schreibt aber davon: „Im einen wie im andern Fall muss es sich – ähnlich wie beim Grabtuch von Turin – um ein geheimnisvolles Bild gehandelt haben, ein Bild, das nicht menschliche Malerei sein konnte, sondern auf unerklärliche Weise dem Stoff eingeprägt schien und so das wahre Antlitz Christi, des Gekreuzigten und Auferstandenen, zu zeigen versprach. Von dem Erscheinen dieses Bildes muss eine ungeheure Faszination ausgegangen sein. Nun konnte man das bisher verborgene wahre Antlitz des Herrn sehen und so auch die Verheißung erfüllt wissen: `Wer mich sieht, sieht den Vater` (Jo 14, 9)... Die Ikone musste so förmlich die Stufe eines Sakraments einnehmen: Sie gestattete eine Kommunikation, die nicht geringer war als die Eucharistie. Man dachte geradezu an eine Art Realpräsenz des Abgebildeten im Bild, und Bild im vollen Sinn wie dieses nicht von Menschen geschaffene ist Teilhabe an der Wirklichkeit selbst, Ausstrahlung und so Gegenwart dessen, der im Bild sich schenkt. Es ist leicht zu verstehen, dass die dem Acheiropoetos nachgestalteten Bilder zur Mitte des ganzen Bildkanons wurden, der sich inzwischen entwickelt hatte und in weiterer Entwicklung begriffen war“ (S. 102f).

In der Tat! Die Bilderverehrung wurde damals mit ähnlichen Gedanken begründet. Der Metropolit **Andreas von Kreta** (660–740) z. B. verteidigte die Bilderverehrung mit dem Hinweis auf „*das verehrungswürdige Bild unseres Herrn Jesus Christus, das ein Abbild seiner Körperlichkeit ist*“ (s. Illert S. 70). Er spielt hier wohl auf das heutige Turiner Grabtuch an, auf dem der ganze Körper Christi abgebildet ist und das damals noch in Edessa aufbewahrt und verehrt wurde. Und **Papst Gregor II.** (+731) begründete in einem von ihm veranlassten Brief an Kaiser Leon III. die Bilderverehrung mit dem Hinweis auf das „*nicht von Händen gemachte Bild*“ Christi (s. Illert S. 70). Er verweist hier wohl auf den heutigen Volto Santo, der

damals bereits in der Papstkapelle Sancta Sanctorum beim Lateran aufbewahrt wurde. Er möchte damit wohl sagen: Wenn Christus selbst uns dieses „nicht von Menschenhand gemachte“ Bild von sich hinterlassen hat, dann kann die Verehrung seines Bildes nicht gegen seinen Willen sein. Gegen das Argument, man könne Gott nicht darstellen, schreibt **Johannes von Damaskus** (+ 750), dass *„...nicht der göttlichen Schönheit Form und Gestalt gegeben wird, denn diese kann nicht geschildert werden, sondern der Maler stellt die menschliche Gestalt dar. Wenn also der Sohn Gottes Mensch wurde und menschliche Natur annahm, warum sollte man ihn nicht abbilden?“* (s. Bildband: Die Ikonen, Herder Verlag 1982 S. 6). Und er hielt dem Kaiser Leo III. vor: *„Du kämpfst nicht bloß gegen die Ikonen, du kämpfst gegen die Heiligen“* (Ratzinger s. o. S. 113). Ein noch anderes theologisches Argument bringt **Theodoros von Studites** (+826) ins Gespräch. Er schreibt: *„Der Mensch ist nach dem Bild und Gleichnis Gottes erschaffen, deshalb liegt in der Kunst, Bilder zu machen, etwas Göttliches.“* Ferner betont er sogar die Notwendigkeit von Bildern mit dem Hinweis: *„Als vollkommener Mensch kann Christus nicht nur, er muss sogar in Bildern verehrt werden: wird dies verneint, so sind Christi Verdienste um die Erlösung praktisch verloren“*. (s. Bildband: Die Ikonen S. 6). Er sah im Bild Christi sogar ein Medium, durch das der Abgebildete real gegenwärtig wird und schreibt: *„Das Bild Christi ist im Grunde nichts anderes als Christus selbst, abgesehen von der Verschiedenheit der Materie“* (s. Internet: Perspektivität und Sprache...“ v. Wilhelm Köller). Dieses Verständnis von Ikone als reale Vergegenwärtigung Christi im Bild war wohl auch der Grund, dass man das Urbild, das Schleierbild von Edessa, von Anfang an bis heute möglichst genau nach strengen Regeln abmalte, wie man es an den noch vorhandenen Ikonen deutlich sehen kann. Denn man dachte: *„Wenn die Bilder nicht authentisch sind, dann können sie die Repräsentationsfunktion nicht erfüllen, die ihnen im Rahmen dieser Bildertheologie zugeordnet wird“*, so schreibt Wilhelm Köller in seinem Buch: *„Perspektiven und Sprache“* S. 226.

Doch dieses fast sakramentale Ikonenverständnis fand damals kaum Gegenliebe. Vielmehr hat man die Bilder rigoros zerstört. Kaiser Konstantin V. (741-775), der Sohn Leos III., war auch ein Gegner der Bilderverehrung. Er berief 754 sogar das Konzil von Hieria ein, das die Bilderverehrung verurteilte. Er verordnete: *„Jedes Bild, aus welchem Material auch immer es die verdorbene Kunst des Malers geschaffen hat, soll aus der christlichen Kirche verbannt, entfernt und mit dem Bannfluch belegt werden“* (s. Konrad Onasch: Ikonen, Bassermann 1995, S. 20). Dieses Konzil wurde aber von niemandem offiziell anerkannt. Doch der Nachfolger Konstantins V., Leo IV. (775-780), stand ebenfalls auf der Seite der Bilderzerstörer (Ikonoklasten), während seine Frau Irene von Athen zu den Bilderverehrern (Ikonodulen) zählte. Nach dem Tod ihres Mannes (+780) wurde sie Regentin für ihren noch unmündigen Sohn. Sie beendete die erste Periode des Bilderstreites mit der Einberufung des 2. Konzils von Nicäa (787). Man erlaubte hier offiziell Bilderverehrung, lehnte aber Anbetung ausdrücklich ab. Man rechtfertigte sie mit dem Hinweis auf die Menschwerdung Christi, wie es Johannes von Damaskus (s. o.) bereits tat. Man argumentierte auch: *„Wenn den bekränzten Bildern und Ikonen der Kaiser, die in die Städte und Länder geschickt werden, die Bevölkerung entgegeneilt mit Kerzen und Weihrauch, so nicht, um die mit Wachsfarbe bemalte Tafel zu ehren, sondern den Kaiser selbst“* (s. Hans Belting: *„Bild und Kult“* S. 118). *„Wer also die Kaiserikone verehrt, der verehrt in ihr den Kaiser selbst“*, sagte Athanasios (vgl.

Hans Belting S. 173). Damit wollte er sich wehren gegen den Vorwurf: Bilderverehrung sei Götzendienst. Doch dieser Friede dauerte nicht sehr lange. Schon Kaiser Leo V. (813-820) erkannte diese Beschlüsse des Konzils von Nicäa nicht an und leitete eine zweite Periode des Byzantinischen Bilderstreites ein. Auch unter dessen Nachfolger Michael II. und dessen Sohn Theophylos wurde er fortgesetzt. Nach seinem Tod übernahm aber seine Frau Theodora die Regierung für den unmündigen Erben Michael III. Und wie Kaiserin Irene 50 Jahre zuvor mobilisierte sie die Bilderverehrer und berief 843 die Synode von Konstantinopel ein, welche die Bilderverehrung endgültig erlaubte. Die Kaiserin Theodora ließ demonstrativ das zerstörte Christusbild im Tympanon des Kaiserportals der Hagia Sophia wieder herstellen. Und Patriarch Methodius (843-847) schrieb in der Aufschrift dazu u. a. folgendes: „... *Zwar warst du als Wort (Logos) des Vaters zeitlos von Natur, aber durch die Geburt aus einer Mutter in der Zeit wurdest du sterblich von Natur... Indem ich dein leidensfähiges Fleisch sichtbar mache, bekenne ich, dass Du in deiner Natur als Gott unsichtbar bist. Aber die Anhänger der Mani, die ... deine Fleischwerdung als Phantom (angesehen), ... ertrugen nicht, dein Abbild zu sehen... Indem sie deren ungesetzlichen Irrtum bekämpfte, hat die Kaiserin Theodora, die Hüterin des Glaubens, ... in Nachahmung der frommen Kaiser, die sie an Frömmigkeit übertraf, in frommer Absicht dies Bild über diesem Tor des Palastes wiederhergestellt, zu ihrem eigenen Ruhm und Preis, zur Ehre der ganzen Kirche, zum Wohl des Menschengeschlechtes und zum Verderben aller böswilligen Feinde und Barbaren.*“ (s. Hans Belting: „Bild und Kult“ S. 181). Seitdem wird der 1. Sonntag der Fastenzeit in der orthodoxen Kirche als das Fest der Orthodoxie gefeiert. Zu diesem Bilderstreit schreibt Kardinal Ratzinger (s. o): „In diesem Ringen ist dann die wahre Ikonentheologie gereift, deren Botschaft uns gerade heute in der Krise des Bildes auch im Westen zutiefst angeht“ (S. 103).

Die Frage ist nun: „Was ist die „wahre Ikonentheologie“, die „richtige Bedeutung der Ikone“ auch für uns?

1. „Die völlige Bildlosigkeit ist mit dem Glauben an die Menschwerdung Gottes nicht vereinbar. ...Ikonoklassmus ist keine christliche Option“, sagt Kardinal Ratzinger (S. 113). Wir leiden heute weitgehend unter praktischem Ikonoklassmus (Bildlosigkeit), auch wenn heute eine Bilderflut herrscht und es keine Zerstörung von religiösen Bildern gibt. Dies gilt nicht so sehr in den Kirchen als in den christlichen Familien. Nur wenige junge Familien haben Christus - oder Heiligenbilder in ihren Wohnzimmern hängen. Die Konsequenz ist: Aus dem Auge aus dem Sinn. D. h. das religiöse Leben ist weitgehend in den Familien erstorben. Ob dies die Ursache oder Konsequenz der religiösen Bilderlosigkeit ist, bleibt offen. Beklagenswert ist dies allemal.
2. Als Gefahr nennt Kardinal Ratzinger auf der anderen Seite „eine falsche Sakramentalisierung des Bildes“. Er meint damit die Auffassung, dass die Ikone ähnlich der Eucharistie als Medium für die reale Gegenwart Christi verstanden wird, wie es Theodoros von Studites mit den Worten andeutete: „*Das Bild Christi ist im Grunde nichts anderes als Christus selbst, abgesehen von der Verschiedenheit der Materie*“ (s.o). Diese Auffassung wurde auch nicht von der Kirche übernommen. Vielmehr formulierte die orthodoxe Kirche auf der Synode von 869: „*Wir schreiben vor, die Ikone unseres Herrn ... zu verehren und ihr*

*dieselbe Ehre zu erweisen wie den Büchern der Evangelien.*“ Dies ist bis heute die Praxis in der orthodoxen Kirche und wird jedes Jahr am 1. Fastensonntag als Fest der Orthodoxie gefeiert. So wie die Bibel hl. Schrift ist, Wort Gottes, vom Hl. Geist inspiriert, so ist die Ikone nicht einfach ein Bild Christi, wie es bei uns vielfach verstanden wird als Dekoration oder pädagogische Veranschaulichung, sondern sie ist ein hl. Bild. Kardinal Ratzinger schreibt dazu: „Die recht verstandene Ikone führt von der falschen Frage nach einem sinnlich erfassbaren Porträt weg und lässt uns gerade so das Antlitz Christi und in ihm das des Vaters erkennen. ... Erst wenn man diese innere Richtung der Ikone begriffen hat, kann man auch recht verstehen, warum das 2. Konzil von Nizäa und alle folgenden auf die Ikonen bezogenen Synoden in der Ikone ein Bekenntnis zur Inkarnation sehen und den Ikonoklassmus als Leugnung der Inkarnation, als Summe aller Häresien betrachten“ (s. o S. 105). Um die Bedeutung der Ikone richtig verstehen zu können, ist ein neues Sehen notwendig, sagt er (S. 104).

3. „Die Ikone kommt aus dem Gebet und führt ins Gebet: Sie befreit von der Verschließung der Sinne, die nur das Äußere, die materielle Oberfläche wahrnimmt und die Transparenz des Geistes, die Transparenz des Logos in der Wirklichkeit nicht bemerkt. Im Grunde ist da einfach der Überschnitt des Glaubens selbst im Spiel, und das ganze Erkennungsproblem der Neuzeit ist gegenwärtig: Wenn nicht eine innere Öffnung im Menschen geschieht, die mehr als das Messbare und Wägbare schaut, die den Glanz des Göttlichen in der Schöpfung wahrnimmt, dann bleibt Gott aus unserem Gesichtsfeld ausgeschlossen“ (Ratzinger s.o. S. 104). Was Kardinal Ratzinger hier meint, hat der Dichter Saint Exupery in die bekannten Worte gefasst: „Nur mit dem Herzen sieht man gut. Das Wesentliche bleibt dem Auge verborgen“. Was damit gemeint ist, wird an folgendem Beispiel anschaulich: Ein Naturwissenschaftler saß am Stammtisch und erzählt: Ich habe jetzt schon die ganze Welt durchforscht und darin keinen Gott gefunden. Den gibt es offenbar nicht. Da zeigte ein anderer Gesprächsteilnehmer auf seine Armbanduhr und sagte: Und ich habe schon die ganze Armbanduhr auseinander genommen und darin keinen Uhrmacher gefunden. – An diesem Beispiel wird deutlich, dass man den Uhrmacher durch keine naturwissenschaftliche Untersuchung in der Uhr finden kann. Aber er leuchtet in der Uhr auf für den, der sie mit anderen Augen betrachtet, mit den Augen des Herzens. Er erkennt in dem wunderbar zusammenwirkenden Räderwerk die Größe des Geistes und technischen Könnens dessen, der die Uhr gemacht hat. In ähnlicher Weise leuchtet Gott in allen Schöpfungswerken auf in seiner Weisheit und Allmacht für den, der diese Wunderwerke noch bestaunen kann und hinter ihnen den Schöpfer sieht, wie es Paulus schon im Brief an die Römer schreibt: „Seit Erschaffung der Welt wird seine unsichtbare Wirklichkeit an den Werken der Schöpfung mit der Vernunft wahrgenommen, seine ewige Macht und Gottheit“ (Röm 1, 20). Oder in ähnlicher Weise offenbart sich ein Künstler in seinem Selbstporträt oder in seinen Kunstwerken. Mit chemischer Untersuchung der Farben oder Materialien erkennt ein Naturwissenschaftler dies nicht, sondern nur, wenn er als Mensch dies mit anderen Augen betrachtet, wenn er über seine Werke mit ihm ins Gespräch kommt, mit ihm kommuniziert, die Kunstwerke betrachtet. In ähnlicher Weise ist das „*nicht von Menschenhand gemachte*“ Urbild der Ikonen, der Volto Santo, ein solches Medium, ein

Selbstporträt Jesu, das er uns in geheimnisvoller Weise auf dem Schweiß Tuch und Grabtuch im leeren Grab hinterlassen hat. Er zeigt uns darauf in beeindruckender Weise voll Güte und Liebe sein Gesicht und will mit uns ins Gespräch (Gebet) kommen. In ähnlicher Weise gilt dies auch von allen danach geschaffenen Ikonen. Dies meint Ratzinger, wenn er sagt: „Die Ikone kommt aus dem Gebet und führt ins Gebet“. Von da aus gesehen ist die Ikone keine bildliche Dekoration, sondern ein Bild (Ikone), in dem wir Christus schauen können, wie es in jenem Lied heißt: „Jesus, den verborgen jetzt mein Auge sieht, stille mein Verlangen, das mich heiß durchglüht: Lass die Schleier fallen einst in dem Licht, dass ich selig schaue, Herr, dein Angesicht“ (GL 546, 7). Die Ikone ist aber kein Sakrament, in dem Christus real leibhaftig gegenwärtig ist, wie in der hl. Kommunion. Die Ikone ist eher wie das Bild auf dem Display eines Handys, in dem man den weit entfernten Gesprächspartner sehen kann.

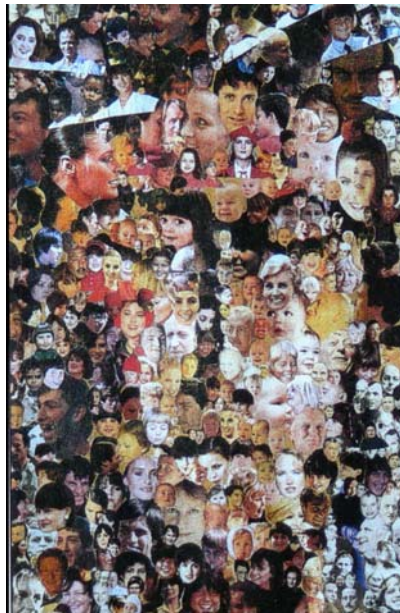
4. Wer mit diesen Augen des Herzen die Wirklichkeit sieht, für den wird sie transparent auf Gott, den Schöpfer hin. Er sieht in den Schöpfungswerken nicht nur die Oberfläche, die Beschaffenheit oder den materiellen Wert der Dinge. Und er sieht in der Ikone nicht einfach ein Bild, sondern den im Bild dargestellten. Von daher verehrt er in der Ikone nicht das Bild, sondern Christus, wie es Johannes von Damaskus sagt. Wenn orthodoxe Gläubige die Ikone küssen, dann gilt dieser Kuss nicht dem Bild aus Farbe und Holz, sondern Ihm, der für den Gläubigen darin aufleuchtet. Bilderverehrung ist deshalb kein Götzendienst, sondern leibhaftiger Ausdruck der Gottesverehrung. Deshalb ist es für die Lebendigkeit des Glaubens wichtig, dass wir gute religiöse Bilder in den Kirchen und Wohnungen haben. Wenn mir bei einem Filmvortrag über den Volto Santo jemand sagte: „Dieses Bild finde ich nicht schön“, dann hat er die wahre Bedeutung der Ikone noch nicht verstanden, dann betrachtet er sie nur äußerlich mit ästhetischen Augen, aber noch nicht mit den Augen des gläubigen Herzens. Natürlich müssen religiöse Bilder auch schön sein und qualitativ. Und über Kunst lässt sich bekanntlich nicht streiten. Aber wir brauchen gute religiöse Bilder für unsern Glauben, um immer wieder an die unsichtbare Gegenwart Gottes erinnert zu werden. Der Bildersturm im letzten Jahrhundert, so schreibt Ratzinger, „hat manches Kitschige und Unwürdige beiseite geschafft, aber zuletzt auch eine Leere hinterlassen, deren Armseligkeit wir inzwischen wieder recht deutlich empfinden“ (S. 112).

Ich möchte diese Überlegungen auch mit seinen Worten zusammenfassen: „Das Bild Christi und die Bilder der Heiligen sind keine Fotografien. Ihr Wesen ist es, über das bloß materiell Feststellbare hinauszuführen, die inneren Sinne zu wecken und ein neues Sehen zu lehren, das im Sichtbaren das Unsichtbare wahrnimmt. ... Auf den Herrn hinschauend „werden wir in sein eigenes Bild verwandelt, von Herrlichkeit zu Herrlichkeit, durch den Geist des Herrn“ (2 Kor 3, 18). Dies gilt besonders von den authentischen Bildern Jesu, dem Grabtuch von Turin und dem Volto Santo von Manoppello, die nicht nur Bilder Jesu sind, sondern immer auch als Reliquien angesehen wurden. Aber wer sie nur mit den leiblichen Augen betrachtet, erkennt Ihn nicht. Es geht ihm damit wie den Emmausjüngern, deren Augen unterwegs noch „wie mit Blindheit geschlagen waren“ (Lk 24, 16). Erst beim Brotbrechen „gingen ihnen die Augen auf, und sie erkannten ihn“ (Lk 24, 31).

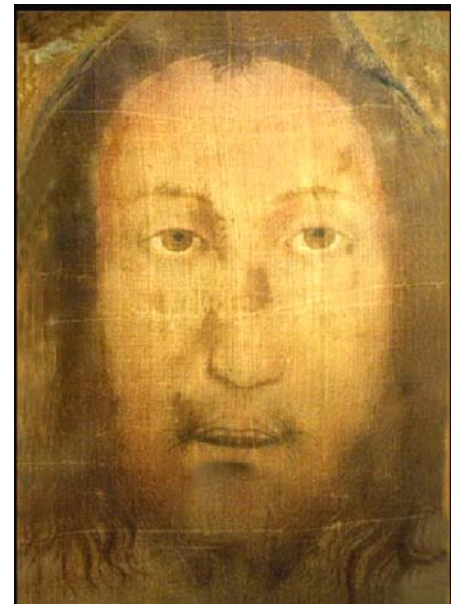
# Das wahre Antlitz Christi

Anmerkungen zum Titelbild im Konradsblatt, 93. Jahrgang vom 25. 01. 2009  
von Pfarrer Josef Läufer

„Das Titelbild zeigt eine Collage mit dem Titel „Gesicht Christi – Gesichter der Menschen“ („Chretiens Medias“ Paris). Aus Distanz ist für den Betrachter das Gesicht Jesu erkennbar. Wer Christus sieht, sieht die Menschen, die in seiner Nachfolge stehen – mit all ihrer Individualität, ihrer Verschiedenartigkeit, ihren persönlichen Entstellungen und Eigenheiten.“



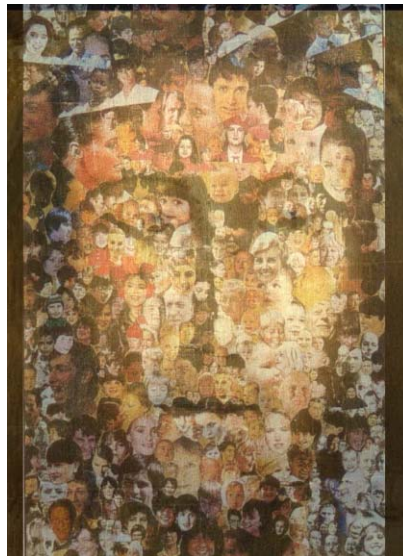
**Bild 1:** Titelbild



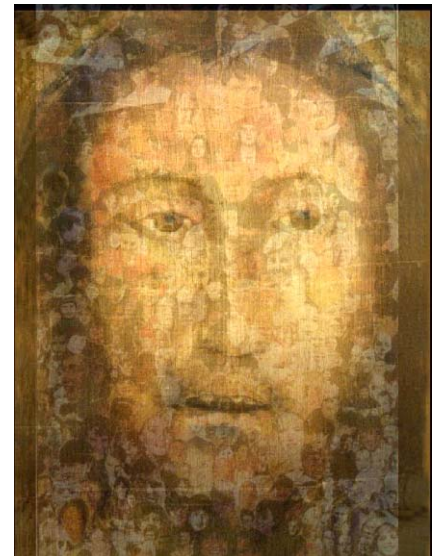
**Bild 2:** Volto Santo von Manoppello

Wenn man auf dieses Titelbild das „wahre Antlitz Jesu“ legt (Sopraposition), wie es auf dem Schleierbild von Manoppello abgebildet ist, dann ergeben sich interessante Eindrücke:

Hat der Künstler dieser Kollage das Gesicht Jesu auf dem Volto Santo gekannt? Was wollte er damit sagen? Mich regte es mit den Soprapositionen zum Nachdenken an.



**Bild 3:** Sopraposition, schwach



**Bild 4:** Sopraposition, stark

Dazu einige Gedanken: In der Kirche lebt der auferstandene Christus durch die Geschichte hin fort, wie es in jenem Lied heißt: „*Da schreitet Christus durch die Zeit in seiner Kirche Pilgerkleid, Gott lobend: Halleluja*“ (GL 249, 4). Paulus hat dieses Verständnis der Kirche als einem Leib mit vielen Gliedern oft gebraucht (1Kor 12, 12). Die Vielfalt und Individualität der Gläubigen ist dabei kein Hindernis, ihn darzustellen, wenn durch den Geist die Einheit des Leibes gewahrt bleibt, d. h. wenn alle bestrebt bleiben, einander zu dienen und miteinander sein wahres Gesicht darzustellen. Dies ist natürlich ein dauernder Prozess, der manchmal gut oder weniger gut gelingt. Die Kollage oben ist so ein Sinnbild für die Einheit der Kirche in Vielfalt. In manchen Menschen wird das wahre Gesicht Christi deutlicher durchleuchtet als in anderen. Beim hl. Franz von Assisi z. B. war seine Christusähnlichkeit ein besonderes Markenzeichen. Immer aber bleibt dies das Bestreben der Kirche, Christus in seiner vollendeten Gestalt darzustellen, indem Er in uns Christen lebt und wirkt, wie Paulus von sich sagt: „*Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir*“ (Gal 2, 20).





